

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 195.

Donnerstag, 22. August.

1929.

(8. Fortsetzung.)

## Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derben-Künigsd.

(Nachdruck verboten.)

„Wie haben Sie diesen Sommer überstanden, Gnädigste? Ich habe in Ringeritz gefischt — ein Vergnügen, das brillant für den Hofdienst vorbereitet, denn man lernt dabei von den Regenwürmern die Kunst, sich zu krümmen.“

Die Hofdame lachte etwas krampfhaft. Ihr winziges Füßchen, Schuhnummer fünfunddreißig, wippte baufischhaft ungeduldig.

„Immer noch boshaft, lieber Roustad! Oh, ich habe diesen Sommer viel gesungen und Krolett gespielt, englische Freunde hatten mich auf ihre Jagd eingeladen, St. Hans feierten wir in Kopenhagen — aber sagea Sie, was hat es mit dieser Robinsonade für eine Bewandnis?“

Der Kammerherr reichte seine Tasse hin. „Ihr Tee ist ein Gedicht, wir Ihr ganzes, kleines, hocharistokratisches Fingerringchen, o Kolibri!“

„Kammerherr“, sagte die Hofdame sachlich, „ich nehme an, daß Sie darauf brennen, Ihre Neuigkeit an mich loszuwerden. Aber es wird ein gewöhnlicher kleiner Stadtstandal sein, wie zum Beispiel die Scheidung des Ehepaares Petersen und des Ehepaares Olsen, die sich dann später übers Kreuz heiraten wollen.“

Das Lächeln des Kammerherrn wurde mitteilend boshaft. „Die raffigste aller Ninons traut mir einen Hintertreppenromangeschmack zu.“

„Na denn —“, Frau Brahe hob die allzu jugendlichen Spitzen Schultern — „reden wir von etwas anderem.“

„Meine Sensation hat einen Titel, wie ein Buch, um das man sich reißt. Er heißt: Die Robinsonade einer schönen Frau — und die schöne Frau heißt: Aase Solaker.“

„Oh!“ Frau Thyra Brahe warf ein Bein über das andere, ihr Auge flirrte. „Wer ist Aase Solaker? Ist es eine Person, mit der man verkehren kann?“

„Mit einer Person kann man nie verkehren, meine Gnädigste. Folglich gehört sie nicht zu dieser Kategorie. Ich muß das am besten zu beurteilen wissen, da ich das Vergnügen und die Ehre habe, täglich mit ihr zu dinieren.“

„Ah so — ein kleiner Hotelflirt...“

„Gnädige Frau sind heute nicht bei Laune“, sprach eifrig der Kammerherr, sich erhebend. „Wir treffen uns ja wohl morgen bei Staatsminister Stang? Der neue Generalkonsul von Honolulu wird auch erwartet.“

„Sie sind unausstehlich“, entschied Frau Brahe, „und wollen nur kniefällig gebeten sein. Aber ich denke nicht daran. Ich werde auch ohne Sie herausbringen, was das für eine Dame ist und was sie mit Robinson zu tun hat.“

Gerade das war's, was Kammerherr Roustad bezweckt hat. Schon auf der Schwelle, wandte er sich zurück: „Es ist sehr schwer, an die schöne und steinreiche Frau heranzukommen; sie ist sehr kapriziös und exklusiv!“

Hiermit schloß er wohlweislich die Tür.

Frau Thyra Brahe lachte laut auf, wie beim besten Wit.

„Sie ist exklusiv! Ein ausgezeichnete Scherz, wahrhaftig! Wenn die Dame mir konveniert, habe ich sie in drei Tagen erobert — und ob sie mir konveniert,

werde ich inzwischen mal feststellen — man hat so seine Verbindungen.“

Sie läutete dem Diener, den Tisch abzuräumen.

„Sie sind doch mit dem Personal des Grand Hotel bekannt, wenn ich nicht irre, Müller?“

„Ich bin mit der Zimmerjungfer Katharine verlobt, gnädige Frau. In drei Jahren wollen wir heiraten.“

„Das ist sehr vernünftig von Ihnen, Müller. Sie könnten vielleicht so unter der Hand einmal sondieren, ob nicht eine Madame Solaker im Hotel abgestiegen ist — und vielleicht so unter der Hand etwas Näheres — ich interessiere mich sehr für die Dame — es handelt sich um die Tochter einer alten Freundin — und da möchte ich Gewißheit haben.“

„Zu Befehl, gnädige Frau!“ Der Diener klappte die Haken zusammen. Er verzog keine Miene. Seine Verlobung war ein Resultat der Aufträge seiner Herrschaft und schon lange bestand zwischen gewissen Vorzimmern des Hofes und dem Grand Hotel ein geheimer Nachrichtendienst.

Schon an dem Abend, der diesem Tag folgte, konnte Müller berichten. Frau Aase Solaker ist die Witwe eines steinreichen Großkaufmannes. Sie ist sehr schön. Sie sitzt bei Tisch neben Kammerherrn Roustad. Während einer ganzen Woche war sie auf geheimnisvolle Weise verschwunden gewesen. Sie ist sehr elegant. Ihre Jose hat ihr alle Kleider gestohlen. Sie ließ sich neu ausstatten wie eine Prinzessin. Man spricht davon, daß sie sich in der Hauptstadt einen Palast erbauen lassen will. Meine Braut Katharine schwärmt für sie. Auch der Kammerherr soll für sie schwärmen.“

„Genug. Ich danke Ihnen, lieber Müller.“ Die Hofdame überlegte.

„Morgen mittag um zwölf Uhr das Coupé.“

Aase war sehr erstaunt, als ihr der gallonierte Pikkolo auf einem feierlichen Silbersteller folgende Karte hereinbrachte:

„Frau Thyra Brahe, erste Hofdame Ihrer Majestät der Königin.“

Kopfschüttelnd wandte sie die Karte hin und her und sagte dann: „Ich lasse bitten!“

In Ehrfurcht ersterbend, riß der Pikkolo die Tür auf und schnappte zusammen wie ein Taschenmesser.

Der Besuch rauschte herein. Eine Wolke von edelstem Pelzwerk, Schleiern, Seide und Tüll. Etwas unendlich Zierliches, Mondänes, aber zugleich Vogelhaftes. Vogelaugen blitzten wie schwarze Perlen durch den Schleier; ihre Stimme gurrte, auch sie erinnerte an Vogelstimmen.

Aase kam sich neben dieser Erscheinung vor wie das Elchkalb neben der Schnepfe.

Mit dem Mißtrauen der Naturkinder nötigte sie den Gast zum Sitzen, und ihre Höflichkeit ermangelte auch des geringsten Grades an zuvorkommender Wärme. Frau Thyra Brahe war sofort im Bilde.

„Sehr apart“, war ihr erster Gedanke.

Eine Puppenähnlichkeit war sie ja nun wohl nicht, diese Frau Solaker — ihr Mund war etwas groß — aber die Augen...

„Gnädige Frau, man hat mir Ihren Namen als den einer Wohltäterin der Armen genannt — gewiß, ge-



wiß, Sie wünschen nicht darüber zu sprechen — aber ich komme als Bittstellerin zu Ihnen.“

Nase lächelte hilflos. Sie witterte eine Falle. Sie erwiderte, daß man sich wohl täusche, denn sie habe noch keine Gelegenheit gehabt, Wohltaten zu erweisen.

Aber Frau Brahe ließ sich nicht beirren.

„Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte tut. In diesem Sinne, gnädige Frau, der Hof plant einen großartigen Weihnachtsbasar. Und da wollte ich es mir nicht nehmen lassen, persönlich bei Ihnen vorzusprechen. Würden Sie uns nicht die Freude machen, Ihre unschätzbare Kraft in den Dienst der guten Sache zu stellen?“

„Ich fürchte, daß hier in der Tat eine Verwechslung vorliegen muß“, sagte Nase mit unwilligem Erröten. „Beweise meiner unschätzbaren Kraft konnte ich wohl noch nicht geben, und die Absicht, bei Hofe vorgestellt zu werden, habe ich nie geäußert.“

„Das ist deutlich“, dachte Frau Brahe pikiert. „Das ist ja eine ganz ekklige Krachbürste.“ Doch gab sie das Rennen noch nicht auf.

„Man kennt Ihre Bescheidenheit, gnädige Frau! Aber dennoch — der Basar verspricht viel Anregung — Majestät werden ihn höchstselbst eröffnen — bei dieser Gelegenheit werde ich Sie präsentieren — Gott sei Dank, leben wir in einem demokratischen Lande und bedürfen keiner großen Audienzen und dergleichen.“

„Um so mehr möchte ich mit bestem Dank bleiben, wo ich bin. Ich habe gar keinen Zug nach Gesellschaft und kenne keinen Menschen hier.“

„Aber den Kammerherrn Roustad kennen Sie doch“, warf die Hofdame ein, indem sie die Vogelaugen halb zusammenkniff.

Und nun durchschaute Nase das ganze Spiel.

„Wenn das Reichen von Salzässern und Brotkörbchen an der Tafel über den Tisch Kennen bedeutet, dann ja, allerdings, kenne ich den Kammerherrn.“

Frau Thyra Brahe drohte lächelnd mit dem Finger.

„So leicht gebe ich meine Sache nicht verloren“, scherzte sie, indem sie sich erhob und am liebsten dieser verrückten Närrin eine ganze Auswahl von Zärtlichkeiten an den Kopf geworfen hätte. „Man hat so seine Hilfstruppen — und ich hoffe dennoch, Sie zu befehren. Auf Wiedersehen, meine gnädige Frau, mein Jour steht auf der Karte vermerkt. Ganz zwanglos, wir plaudern — also auf Wiedersehen!“

Nase sah sie verschwinden und riß alle Fenster auf. Die Stube wurde ihr zu eng. Sie schellte und gab den Befehl, künftig niemand mehr vorzulassen.

Katharine überbrachte diesen Befehl treulich ihrem Schatz. Die Hofdame erfuhr davon abends. Aber es bestärkte sie nur in ihrem Voratz, diese „reiche Person“ für ihre geselligen Zwecke einzufangen, um den etwas verstaubten Salons eine neue Fierde zu verschaffen.

Den Kammerherrn neckte sie bis aufs Blut mit seinen Salzässern und Brotkörben, und mit der unleugbaren Tatsache, daß die schöne Frau Solaker es deutlich abgelehnt habe, für seine gute Bekannte zu gelten.

Roustad lachte wissend, tat, als ob er geschmeichelt wäre, und sagte: „So sind die Frauen.“

Daß zu seiner schmerzlichen Überraschung seit ein paar Tagen das Gerede der Frau Solaker von seinem Blah verschwunden, verschwieg er wohlweislich.

Da spielte Frau Brahe, die heute nichts Rinon- oder Kostümbüßes an sich hatte, den letzten Trumpf aus: „Ich kondoliere, lieber Kammerherr.“

„Wozu? Es ist niemand gestorben.“ „Nein, aber unsere interessante Freundin speist wieder auf ihrem Zimmer.“ „Sie wissen...“

Frau Brahe sah ihn an und trällerte: „Rinon, Rinon... Qu'as-tu fait de ta vie!“

„... So sind die Frauen“, wiederholte der Kammerherr spöttisch seine Sentenz. „Leichte Siege haben für uns keinen Reiz mehr, liebe Thyra...“

„Was nehmen Sie sich heraus“

... und die Flucht des Feindes ist Beginn der Unterwerfung. Alle Symptome sprechen zu meinen Gunsten — und nun beurlauben Sie mich, Verehrteste, ich muß einen neuen Schlachtplan ausdenken.“

In Wirklichkeit aber war dem Kammerherrn nicht spaßhaft zumute. Er fühlte sich stärker engagiert, als ihm lieb war. Erinnerungen an die Kindheit, an seine Mutter, an sonnige Wiesen und Tage voll fröhlicher Jugendstreiche fielen ihm ein. Nase war wie ein verirrter Sonnenstrahl aus jener Zeit: ihr herbes Wesen, ihre Unbestechlichkeit und Unnahbarkeit hob sie in seinen Augen über alle Frauen, die in den letzten Jahrzehnten seine Wege gekreuzt hatten. Sie war ganz neu, ein Typ, der seinen Sphären fremd. Und feindselig entzog sie sich ihm.

Aber Nase dachte nicht an den Kammerherrn. Sobald sie ihn nicht gerade sah, vergaß sie ihn sofort wieder. Wendungen gingen in ihr vor. Die Nutzlosigkeit ihres Daseins empörte sie.

Oftmals kam es ihr vor, als ruhten die Augen jenes Oberkellners Krull forschend auf ihrem Gesicht, wenn er den Tee oder das Diner servierte. Seine Mienen hatten etwas Väterliches, oder er wagte es sogar, ihr die besten Stücke auf den Teller zu legen. Sie faßte Vertrauen zu dem einfachen Mann, dessen Takt und gute Manieren sie bewunderte. Auch war er es gewesen, der die Rettungsaktion ins Werk gesetzt und für ihre sichere Rückkehr gesorgt hatte.

Eines Tages klingelte sie und ließ den Oberkellner erfragen, sich in ihren Salon zu bemühen. Sie hatte einen großartigen Plan gefaßt, zu dessen Ausführung sie den guten Rat eines praktischen Menschen brauchte.

„Herr Krull“, begann sie nach ihrer Art ohne Umschweife, „ich möchte arbeiten.“

Der alte Oberkellner glaubte nicht recht gehört zu haben. Ein Blick in die ernsten Augen der schönen, tief erregten Frau überzeugte ihn davon, daß sie sich nicht etwa einen Scherz mit ihm erlaube. Er verbarg sein Lächeln und überlegte.

„Ich verstehe. Nun wohl, die Arbeit der vornehmen, reichen Damen heißt Wohltätigkeit.“

Nase biß sich auf die Lippen. Die Enttäuschung machte sie stumm.

„Es bietet sich hier in Kürze die beste Gelegenheit zu dieser Arbeit“, fuhr Krull schonend fort, wie man zu einem Kinde spricht. „Ein großer Basar ist geplant unter dem Protektorat der Königin, und...“

Sie unterbrach ihn heftig. „Diese Amüßerwohltätigkeit ist mir verhaßt! Diese Art von Arbeit ist auch nur: Unter falscher Flagge segelnde Faulenzerei und Vergnügungssucht. Ich will nichts davon hören!“

„Ja“, sagte Oberkellner Krull vorsichtig, „hat die gnädige Frau denn etwas gelernt?“

Nase dehnte die Arme. „Ich bin jung, ich kann noch lernen.“

„Nun also“, sprach Krull väterlich, „dann will ich einmal versuchen, Sie etwas zu lehren. Kleine Ladenmädchen arbeiten. In den Fabriken arbeiten Frauen, die auch Mütter sind, deren Kinder nach Brot schreien. Und damit jene arbeiten und Geld verdienen können, müssen die reichen Damen Luxus treiben. Sie müssen sich schön kleiden, schön wohnen, gut essen und trinken, damit die anderen leben können. Wollten die feinen Damen auch in die Fabriken gehen, wo blieben dann die Abnehmer für die Arbeit der Armen? Dies ist nur ein kleines Beispiel. Denkende Frauen sollten dies einsehen: Sie sollten auf ihre Weise das Leben anfassend und sich nützlich machen und die Arbeitsmöglichkeiten der vom Schicksal minder Begünstigten nicht verringern, um vor sich selbst eine schöne Rolle zu spielen.“

Nase lant in sich zusammen.

„Es ist furchtbar, daß Sie recht haben. Ich werde mir also eine Arbeit suchen, die dem Armen nichts wehnimmt. Ich danke Ihnen, Sie haben mir die Augen geöffnet.“

Der Kellner zögerte noch. Flüchtig streifte sein Blick ihr schönes, verstörtes Gesicht.

„Einen Mann beglücken und Kinder haben, sie zu guten Menschen zu erziehen, ist auch eine schöne Aufgabe für eine Frau, die nicht weiß, was mit ihrer Zeit, ihrem Geld, ihrer Jugend und ihrem Herzen anfangen. Verzeihen mir die gnädige Frau, ich bin nur ein Mann aus dem Volke. Das ist so die Ansicht eines einfachen Mannes.“

(Fortf. folgt.)



## Spätsommer.

Die letzten Sommertage schweben  
Wie herzlich grüßend von dir fort.  
Bald fangen Schatten an zu leben  
Und streifen manchmal hier und dort.

Es kann das Herz den Klang nicht halten  
Der mit dem Sommer wandern geht.  
Schon warten düstere Gestalten  
Und achten nicht auf dein Gebet.

Die schöne Rosenpracht muß enden,  
Die oft erfreut das frohe Herz.  
Und sanfte Sonnenträume wenden  
Von dir sich ab mit stillem Schmerz.

Frans Cingia.

## Bandhara war kein Feigling.

Skizze von Emil Bergmann (Wien).

Wir saßen in einer Loggia des Hotels „Tai Mahal“ in Bombay und saßen auf den Apollodamm hinab. Seit mehreren Stunden herrschte dort lebhafteste Bewegung unter den von Fanatikern aufgereizten Eingeborenen, und eben widelte sich zwischen zwei Fremdenführern, einem Hindu und einem Rajputen, ein besonders heftiger Wortwechsel ab. Der Sohn Mohammeds tat sehr aufgeregt und verfecht schließlich dem Hindu einen wichtigen Faustschlag ins Gesicht. Starr und stumm stand der Gezüchtete. Dann wandte er sich langsam ab und verließ, von schadenfrohem Gelächter der Umstehenden begleitet, den Schauplatz der Begebenheit.

„Feigling!“ riefte Burn Slater, der Oberst aus Texas.

„Und das verlangt gleiche Rechte mit uns!“ ärgerte sich Blood Speeding, der Safendirektor.

„Die Hindu haben kein Temperament“, erklärte Ettore Barbaleone, der Versicherungsagent aus Triest.

„Die moderne Medizin kennt keine Temperamente, sondern nur höhere oder geringere Grade von Neurasthenie. Der psychische Gleichgewichtsagent des gesunden Erwachsenen ist vollständige Gemütsruhe in allen Lebenslagen“, belehrte uns Dr. Erik Hansen.

„Wissenschaft bei Whisky mit Soda“, murzte Mac Duffers, der Großwildjäger.

„Was sagen Sie dazu?“ forderte Perikles Papoulatos, der griechische Handelsherr, mein Urteil heraus.

„Doktor Hansen hat recht, Temperamentsbrüche sind Folgen des Mangels an Selbstbeherrschung, also Zeichen von Nervenschwäche. Was aber das passive Verhalten des geschlagenen Hindu betrifft, muß ich Ihre Kritik für ungerichtet erklären, meine Herren. Der Mann war lange Zeit mein Reisediener und hat oft genug bewiesen, daß er Mut besitzt.“

„Ein wirklicher Mann läßt sich nicht schlagen. Der Hindu ist und bleibt ein Feigling“, schrieb Graf Janos, der heißblütige Maltheserritter aus der Bukta.

„Und ich verstehe nicht, wie man seine Handlungsweise verteidigen kann“, ließ sich Signor Barbaleone vernehmen.

„Die Unterhaltung wird ungemütlich, meine Herrschaften, reden wir lieber über etwas anderes“, beruhigte Richard Uhl aus Wien. Doch alles blieb still; die Stimmung war erschlagen. Angehörige zivilisierter Herrenvölker lassen ihre atavistischen Ausschläge ins Barbarische nicht gern als Neurasthenie bezeichnen.

Nach einer Weile erst fragte mich Paul Orski, der nachdentliche Russe: „Ist der geschlagene Hindu jener Bandhara, von dem Sie mir erzählten?“

„Ja.“ — „Dann ist er allerdings kein Feigling.“

„Der Doktor soll erzählen und die Stimmung wiederherstellen“, schlug der Wiener vor.

„Nur Ernstes könnte ich berichten“, bemerkte ich.

„Ist es beweisend, dann heraus damit“, entschied der Oberst.

Ich erzählte: „Bandhara hatte mich bereits ein halbes Jahr als Reisediener begleitet, als wir an der hochgehenden Dumna bei Agra Schmetterlinge jagten. Eines Tages sahen wir, weit draußen im Strom, in einem Kanu ein Kind vorbeitreiben, das, als es uns erblickte, um Hilfe zu schreien begann. Ohne Bedenken sprang Bandhara in den durch zahlreiche Krokodile verseuchten Strom und rettete unter schwerster Lebensgefahr das kleine Mädchen. Da dessen Beimat nicht festzustellen war, nahm er es unter seine Obhut und sorgte nun für sein Fortkommen.“

„Eine Tat — wirklich“, gab Speeding zu.

„Ein andermal warf Bandhara sich, nur mit Stod und Messer bewaffnet, einem von mir angeschossenen Panther entgegen und hielt ihn ab, bis ich das Raubtier durch einen

zweiten Schuß erledigen konnte. Schwere Wunden waren das Ergebnis solcher Tapferkeit. Bandhara ist kein Feigling.“

„Nein, er ist kein Feigling“, wiederholte gerührt der Oberst. „Wir haben den Mann falsch beurteilt. Soll entschädigt werden.“ Er legte eine Zehnfundnote auf den Tisch, und manch anderer steuerte sein Scherflein bei.

Da wuchs die vor dem Hotel herrschende Bewegung zu wüstem Lärmen an und flutete fort durch die Strahlen. Wilde Rufe schüllten über dem dumpfen Getöse, zahlreiche Schüsse frachten. Nur langsam verzog sich das soziale Gewitter gegen die Blad Town zu.

„So lange Mohammed gegen Gott Siwa kämpft, können wir Europäer in Indien ruhig schlafen“, bemerkte Monheer van Horn.

„Bandhara soll sein Geld holen“, der Oberst klingelte und befahl dem eintretenden Kellner, den Hindu zu rufen.

„Bandhara ist tot, Herr. Er fiel als erster an der Spitze der von den Rajputen angegriffenen Hindus.“

„Ein Held, den man ungestraft schlagen durfte!“ höhnte Graf Janos, der sich ob des ungerächten geliebtenen Faustschlages nicht beruhigen konnte.

Da ereignete sich etwas in Indien Unerhörtes. Der Kellner, ein Sklave, ein Farbiger, ein Eingeborener, wagte, einem weißen Herrn zu antworten: „Verzeihung, großer Sahib! Wir stehen im Kampfe gegen Bedrückung und Zurücksetzung. Da ist es nicht an der Zeit, persönliche Beleidigungen auszutragen. Unsere Ehre und unser Leben gehören dem Volke und dürfen nur für seine höchsten Güter eingesetzt werden. Verzeihung, großer Sahib!“ Mit einer Verbeugung bis zur Erde trat er in seine Unbedeutendheit zurück.

Stille breitete sich über die Tafelrunde. Die Spötter und Weisen, Tigerjäger und Baumwollhändler senkten die Köpfe und saßen stumm und nachdenklich angesichts des Todes eines Mannes, der Volksrecht und Volksnot über persönliche Ehre und Leben gestellt.

Bandhara war kein Feigling.

## Der alte Frack.

Von Tino Battiera (dem weltberühmten Sänger).

Es war in Wien, wo ich damals studierte. Ich hatte viel zu kämpfen, wie jeder Künstler am Anfang seiner Karriere. In solchen Zeiten lernt man die Menschen von ihren schlechten Seiten kennen. Auch mich verfolgte das Pech; es ging alles schief, ich sah überall nur Feinde und Intrigen. Ich stand meiner Zukunft pessimistisch gegenüber, ich war erbittert.

Da rettete mich ein Frack. Ein Frack, den ich einem Kellner in meinem Stammlokal geschenkt hatte. Es war ein nicht allzu gut geschnittenes Kleidungsstück, schon etwas abgetragen, aber noch gut genug, um einem armen Menschen eine große Freude zu bereiten. Es war geradezu rührend, wie sehr sich der alte Mann über das armselige Geschenk freute. Dankbarkeit lag in jeder seiner Gesten, während er mich bediente; es war schon kein Bedienen mehr, es war Fürsorge wie für einen Sohn.

Eines Tages sah ich mit einer bekannten Dame in diesem Restaurant. Ich war sehr aufgeregt, hatte an allen Enden Pech gehabt und zeigte ihr wieder ein Telegramm, das ich — diesmal aus Dresden — bekommen hatte, ich sollte dort Probe singen. Aber ich dachte gar nicht daran, immer neue zwecklose Fahrten zu machen.

„Es hat keinen Zweck“, sagte ich, „wenn mir bis jetzt nichts gelungen ist, warum soll ich gerade hier Glüd haben?“

Da trat mein Kellner plötzlich an den Tisch heran. Er hatte — mit meinem Frack angehen — während der ganzen Zeit in der Nähe gestanden, hatte meine Erregung bemerkt, meine Worte gehört — und scheinbar fühlte er die Zeit gekommen, sich für das Geschenk auf eine andere Weise zu bedanken. Nicht wie der Kellner bei dem Gast, sondern wie der Mensch bei dem geliebten Menschen.

„Verzeihen Sie, Herr Battiera, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten hereinmische, aber ich als alter Mann habe vielleicht mehr Erfahrung als Sie: man darf sich im Leben keine Gelegenheit entgehen lassen. Ich bitte Sie, zu fahren. In jedem Fall zu fahren. Ich fühle, daß das Ihr Glüd sein wird!“

Es ist merkwürdig... oft überzeugen einen die Worte eines fremden Menschen eher als die des nächsten Freundes. Ich weiß selbst nicht, warum — aber die einfachen Sätze dieses Kellners haben mich bewogen, zu reisen.

Daraus wurde ein erfolgreiches Menschenleben. Ich fuhr — und wurde engagiert...

Und wenn ich nun meinen Frack nicht verschenkt hätte?





## Eisenbahntechnische Fortschritte.

Von Ernst Trebesius.

Wie alle anderen irdischen Einrichtungen unterliegt auch das Eisenbahnwesen dem Gesetz der Entwicklung. Von dem Fernstehenden kaum wahrgenommen oder beachtet, vollzieht sich auch auf diesem Gebiet jene natürliche Auslese, die unaufhörlich Gutes durch Besseres verdrängt und auf diese Weise dafür sorgt, daß der ganze Eisenbahnorganismus dauernd von dem warmen Blut der Gegenwart durchpulst wird. Der Wettbewerb des Kraftwagens und des Flugzeuges spornt auch die Eisenbahntechniker zu immer neuen Verbesserungen an, und eine Fülle wichtiger Neuerungen kann in steter Folge verzeichnet werden.

Als ein bedeutsamer Fortschritt, der von allen Fahrgästen der Eisenbahn dankbar empfunden werden dürfte, ist die neue Konstruktion einer stoßfreien Weiche anzuführen, die zurzeit auf dem Magdeburger Bahnhof auf ihre Bewährung ausprobiert wird. Ihre schlankte Linienführung und die besondere konstruktive Ausführung sollen die für das rollende Material so überaus schädlichen und für die Fahrgäste ebenso lästigen Stöße auf ein Mindestmaß dämpfen bzw. ganz aufheben. Die zur Erprobung eingebauten neuen Weichen zeigen selbst bei 70 Kilometer Geschwindigkeit des darüberfahrenden Zuges ihre stoßdämpfenden Eigenschaften.

Eine andere sehr interessante Vorrichtung wird zurzeit auf dem Güterbahnhof Magdeburg-Budau ausprobiert. Das Ordnen (Rangieren) der Wagen oder Wagengruppen geschieht auf größeren Güterbahnhöfen bekanntlich in der Weise, daß die Züge über einen künstlich geschaffenen Berg (Ablaufberg) gedrückt werden. Die Wagen rollen die schiefe Ebene hinab und werden durch Umstellen der Weichen auf die verschiedenen Gleise geleitet, wo aus ihnen neue Züge mit bestimmtem Reiseziel gebildet werden. Da die Wagen je nach Größe, Bauart und Beladung verschiedene Ablaufgeschwindigkeit entwickeln, so muß die Geschwindigkeit bei flottem Betrieb in der Weiche geregelt werden, daß gutlaufende Wagen, die den Langsamläufern zu dicht aufrücken, gebremst werden. Zwischen je zwei ablaufenden Wagen heißt es da jedesmal die Weiche umstellen, wozu ungefähr vier Sekunden Zeit erforderlich sind. Das Bremsen der Guttkäufer geschah bisher vorwiegend mittels der Semmschuhe mit Auswurfvorrichtung. In neuerer Zeit verwendet man hierzu die Badenbremsen. Diese bestehen aus langen Bremschienen, die längs der Fahrchienen angeordnet sind. Die Bremschienen werden durch Druckwasser oder Preßluft gegen die Radreifen gepreßt, und die Reibung zwischen Bremschienen und Radreifen ruft die gewünschte Bremswirkung hervor. Diese Badenbremse läßt sich durch Anordnung von Magnetpolen, die unterhalb der Fahrchiene liegen, zu einer Wirbelstrombremse ausbilden. Zwischen den Bremschienen wird ein starkes magnetisches Feld erzeugt, und die Bremswirkung kommt im wesentlichen durch Bildung von Wirbelströmen im Radreifen und in den Bremschienen zustande. Nur der vierte Teil der erzielten Bremswirkung wird durch Reibung zwischen Bremschienen und Radreifen erzeugt. Die Bremswirkung kommt ganz allmählich zustande und erreicht erst nach etwa einer halben Sekunde ihren Höchstwert. Die auf dem Bahnhof Magdeburg-Budau eingebaute Wirbelstrombremse arbeitet so stoßfrei, daß ein auf das Trittbrett des ablaufenden Wagens gestelltes und mit Wasser gefülltes langstieliges Visköras trotz stärkster Bremsung weder umfiel noch seinen Inhalt verschüttete.

Da die Bahnunterhaltungsarbeiten wirtschaftlich und zweckmäßig nur in der guten Jahreszeit vorgenommen werden können, der Umfang der erforderlichen Arbeiten auf den einzelnen Bahnabschnitten außerdem nicht jedes Jahr gleich ist, so hat die Reichsbahn neuerdings fliegende Bautrupps gebildet, die dort eingesetzt werden, wo die Kräfte der ständig beschäftigten Stammarbeiter zur Bewältigung der Arbeiten nicht ausreichen. Die Bautrupps in Stärke von 60 bis 80 Mann werden in Wohnzügen untergebracht, die neben den Wohnwagen mit 6 bis 8 Feldbetten noch je einen Küchenwagen, Gerätewagen und Kohlenwagen enthalten. Mit Hilfe dieser fliegenden Bautrupps lassen sich die anfallenden vermehrten Gleisarbeiten nicht nur rechtzeitig und gut, sondern auch wirtschaftlich durchführen. Und dieser Punkt spielt ja auch bei unserer Reichsbahn, die einen erheblichen Teil der Tributzinsen aufzubringen hat, eine große Rolle.

Die beim Durchfahren von Gleisstrümmungen zwischen den Schienen und den Spurränzen der Räder auftretende Reibung hat eine sehr beträchtliche Abnutzung der Spurränze zur Folge. Um diese Zerstörungen möglichst niedrig zu halten, hat man verschiedentlich Schmiervorrichtungen versucht, die die Reibungsstellen zwischen Schienen und Spurränzen mit Öl schmieren. Da diese Vorrichtungen den angestrebten Zweck nicht recht erfüllten, hat jetzt die Orleans-Bahn eine neue Schmiervorrichtung an ihren Lokomotiven angebracht. Das Schmieröl wird durch einen Druckluftstrahl fein zerstäubt und durch einen Dreiweghahn in der Weise auf die äußeren Schienen gesprüht, daß der feine Ölstrahl nur in Krümmungen austreten kann, während ein Hebelgestänge den Hahn auf gerader Strecke selbsttätig schließt. Auf diese Weise beträgt der Ölverbrauch auf 100 Kilometer Strecke nur 3 Kilogramm. Die Spurranzabnutzungen haben sich seit Einführung dieser Schmierung um etwa 90 v. H. vermindert.

Seit geraumer Zeit werden in Deutschland und anderen Ländern stählerne Wagen gebaut, die den Fahrgästen bei Eisenbahnzusammenstößen eine wesentlich höhere Sicherheit gewähren als die Holzwagen. Freilich besteht bei diesen stählernen Wagen die innere Einrichtung, wie Wände, Sitzgefelte usw., immer noch aus Holz. Die Splitterwirkung und leichte Brennbarkeit des Holzes ist also bei diesen Wagen noch nicht ganz ausgeschaltet. Nun sind jedoch in den letzten Jahren neue Stahlwagen gebaut worden, bei denen auch die innere Ausrüstung völlig aus Stahl besteht. Die mehrjährige Erprobung dieser Wagen hat gezeigt, daß die von einzelnen Fachleuten vorausgesagten Mängel dieser Bauart nicht aufgetreten sind. Es stellten sich weder zu starker Wärmeverlust im Winter, noch zu großer Erhitzung im Sommer ein. Auch die befürchtete Schweißwasserbildung zwischen der Außen- und Innenwand der Wagen trat nicht in Erscheinung. Der zwischen innerer und äußerer Blechbelleidung bestehende Hohlraum wurde mit einer Korrosion ausgedehnt, die vor zu großer Abkühlung im Winter und übermäßiger Erhitzung bei starker Sonnenbestrahlung schützt. Das befürchtete „Dröhnen“, also zu geräuschvoller Lauf, ist bei den ganz stählernen Wagen ebenfalls nicht aufgetreten.

Da die Übertragung einer einheitlichen Zeit an sämtlichen Stationen des Reichsbahnnetzes für die Durchführung eines geregelten Zugverkehrs und für die genaue Zeitangabe auf Telegrammen von wesentlicher Bedeutung ist, so wird seit Einführung der mitteleuropäischen Zeit als Normalzeit für den gesamten deutschen Eisenbahnverkehr das Zeitsignal täglich vom Schleifischen Bahnhof (Berlin) an sämtliche Betriebsstellen gegeben. Die einzelnen Stationen haben dann nach diesem Zeitsignal ihre Uhren einzustellen. Die Kontrolluhr auf dem Schleifischen Bahnhof wird durch Vermittlung einer Uhr der Normalzeitgesellschaft von der Sternwarte aus reguliert. Die Übertragung der Zeit erfolgt auf 120 Telegraphenleitungen täglich um 8 Uhr. Von 7.58 Uhr ab sendet ein Morseleitschreiber das Zeichen M. C. 3. (mitteleuropäische Zeit) an alle angeschlossenen Leitungen. Fünfzig Sekunden vor 8 Uhr schließt sich der Kontakt des Morseleitschreibers dauernd. Auf dem Papierstreifen der das Zeitsignal aufnehmenden Morseleitschreiber erscheint also von diesem Zeitpunkt ab ein durchlaufender Strich. Genau 8 Uhr wird der Kontakt der Uhr auf dem Schleifischen Bahnhof unterbrochen, womit auch der Strich auf dem Papierstreifen aller aufnehmenden Apparate verschwindet. Das Verschwinden des Striches bedeutet: es ist augenblicklich 8 Uhr.

Auf der 1924 in Seddin bei Berlin veranstalteten Eisenbahntechnischen Ausstellung hatte die Reichsbahn einen Mehrragen ausgestellt, dessen scharfsinnig ausgedachte Instrumente den Eisenbahntechniker instand setzen, den Zustand des Gleises während der Fahrt genau zu kontrollieren. Dieser Mehrragen konnte seitdem noch bedeutend vervollkommen werden. Seine Instrumente zeichnen völlig selbsttätig auf einer Rolle Papier alle Unregelmäßigkeiten der Gleislage, der Spurweite, die Schienenstöße, der Überhöhungen in Kurven usw. auf. Soll eine Strecke geprüft werden, so wird der Mehrragen in einen Zug eingestellt, und einige mit der Arbeit der Instrumente vertraute Fachleute nehmen an der Fahrt teil. Nach beendeter Fahrt geben die Papierrollen mit ihren von den Instrumenten aufgetragenen Kurven genauen Aufschluß über den augenblicklichen Zustand der Strecke, und die betreffende Amtsstelle kann auf Grund dieser einwandfreien Prüfung ihre Entscheidung bezüglich der erforderlichen Instandhaltungsarbeiten treffen.